

(Nachdruck verboten.)

25]

Flammen.

Roman von Wilhelm Hegeler.

„Wir können mit allen Reichthümern der Welt uns selbst und unsere Räume schmücken und bleiben doch dieselben arm-seligen Wesen, die wir sind. Unser Herz hat deswegen nicht ein gutes Gefühl mehr, und unser Geist ist nicht reicher um einen guten Witz. Aber es ist, als hätten wir uns selbst aufgegeben und suchten uns draußen in den toten Dingen. Wir haben Millionen Pferdekräfte in unseren Dienst gezogen, aber die Quellen unserer inneren Kräfte, wo sind die geblieben? Wo ist unser Glaube, unsere Phantasie, unsere Liebe? Nur noch den Verstand besitzt der Mensch und seine Sinne. Aber auch die werden jeden Tag stumpfer. So scharwerfen wir gleich Lasttieren durchs Leben und gleichen ihnen auch in unseren Genüssen, indem wir nur noch hören und sehen, schmecken und fühlen — aber die Kraft, die die Dinge befeelt, die einzige Kraft, die ewige Werte und unvergängliche Genüsse schafft, haben wir zerstört. An tote Dinge hängt sich unser totes Herz.“

„Das alles überkam mich in diesen Tagen, die mir lang erschienen, wie eine lange Verbannung. Das überfiel mich mit Finsternis und Grauen, mit der Angst des Menschen, der aufschreit, und den man nicht hört. Kann ich überhaupt wirken? Wollen die Menschen das, was ich ihnen zu geben habe? Bin ich nicht das Kind einer längst vergangenen oder einer Zeit, die erst wiederkommen wird, wenn ich tot bin? Mich ekelte vor den Tausenden, die auf der Straße an mir vorüberhasteten, und doch verzehrte mich die Sehnsucht nach ihnen. Und doch fühlte ich, in der Einsamkeit müßte ich verdorren. Ich kann die Quellen meines Geistes nicht ins Leere strömen lassen, ich muß eine Antwort haben, ein Echo lebendiger Seelen. Aber in diesen Stunden, wo ich verzweifeln wollte, rief mir eine innere Stimme zu: „Warum verzagst Du? Ist sie Dir nicht erschienen?“ — Gnädige Frau, mein Gefühl zu Ihnen hat nichts zu tun mit dem, was die Menschen Leidenschaft und Liebe nennen. Wie kann ich Ihnen mehr sein als ein Freund. Und ich weiß nicht mal, ob Sie mir diesen Namen gönnen. Vielleicht wird bald mein Weg mich weit von Ihnen führen. Und doch: seitdem ich Ihnen begegnet bin, hat ein neues Leben für mich begonnen. Ein Leben, das dasselbe sein wird auch fern von Ihnen. Und was in mir reifen sollte, was in mir stark sein sollte, das danke ich Ihnen. Es wird Kraft haben, weil ich es bewußt oder unbewußt an Sie richtete. Ich bin erfüllt von Ihnen, von Ihnen geprägt und entbrannt wie die Jünger jenes Meisters, von dem es heißt: „Die Wirkung seines Wesens verlor sich nie.“

Am nächsten Abend.

„Es ist nach Mitternacht. Ich sitze noch immer und weiß nicht, was ich schreiben, was verschweigen soll. Eisblumen ranken an den blauen Fenster Scheiben. Die Kälte knistert im Zimmer. Aber mein Kopf glüht. Im Tumult der Gedanken entfliehen mir die wenigen klaren, und die ich festhalte, erschrecken mich. Ich sollte Ihnen doch mitteilen, was alles ich in Berlin ausgerichtet habe. Ich kann's nicht. Später! Nur das eine, daß Sie wegen Ihres Bruders ohne Sorge sein können. Und dann — Also ich war wieder im Ministerium, hatte eine lange Unterredung mit Wohlbold. Die Universität soll errichtet und — denken Sie — ich soll ihr Rektor werden! Als Wohlbold mir das mitteilte, nahm er sich aus wie Napoleon, der einen bescheidenen Offizier zum General befördert. Um den Sprung nicht zu groß zu machen, soll ich — vielleicht in wenigen Wochen schon — als Außerordentlicher nach Königsberg. Sie wünschen mir Glück, gnädige Frau? Sie freuen sich? O Gott, was gäbe ich drum, wenn ich Ihre Miene sehen könnte im Augenblick, wo Sie diese Zeilen lesen.“

„Gnädige Frau, ich will Ihnen offen sagen, ich habe mich nicht gefreut. Vor wenigen Monaten noch wäre ich der glücklichste Mensch gewesen. Heute aber — Ja, zuerst war es wie ein Freundentaukel, wie ein Schwindel, der mich ergriff. Aber dann! Wissen Sie, was dann mein Gedanke war? Fort von Ihnen! Fort von Ihnen! Gnädige Frau, ich soll fort von Ihnen! Ich soll Sie nicht mehr sehen, nicht mehr Ihre

Stimme hören, nicht mehr bei Ihnen sitzen — all das soll nicht mehr sein. Das sind meine einzigen Gedanken gewesen, in den Stunden, wo ich ruhelos durch die Straßen lief.“

„Und immer wieder wie damals, als ich ihn zum ersten Mal gehört, klang Ihr Name in mir nach: Marie Luise — Marie Luise. Es war wie eine Stimme, die mich rief. Wie die Stimme, die vom Ufer her den Ertrinkenden ruft. — Und ich soll wieder hinabgeschleudert werden in die dunkle Tiefe, kaum daß ich Ihre Hand ergriffen?!

„Züher habe ich nie verstanden, wie einer sich auf den Tod verlieben könnte. Wie ihm das vielgestaltig bunte Leben mit seinen tausend Geschenken, seinen Aufgaben, seinen Zielen zusammenschrumpfen könnte zu einem einzigen Wesen. Ich hab's für Krankheit, Blindheit, Wahnsinn gehalten. Aber nun weiß ich's besser. Immer muß ich an die Worte der Schrift denken: „Das Himmelreich gleicht einer Perle, für die der Kaufmann alles hingibt.“

„Und der Kaufmann behielt die Perle! Er behielt sie!!

„Marie Luise, ich kann nicht glauben, daß ein böshafes und sinnloses Geschick mich zu Ihnen geführt haben sollte, um uns in der nächsten Stunde auseinander zu reißen. Glauben wir nicht beide, daß die Natur von geheimer Güte erfüllt sei, auch wenn man ihre Wege nicht versteht? Sollen wir wirklich auseinander gehen, wie vom Zufall zusammengeführte Reisende, die sich Stunden angenehm verkürzen und dann beim nächsten Scheidewege leichten Herzens Abschied nehmen? Ist das möglich? Ich kann es nicht glauben. — So vom Unglück geschlagen ist kein Mensch, daß er sich ganz verlore, ganz aufginge in einen Menschen, der nicht auch an ihn gebunden wäre durch elementare Sympathie. Ich fühle es, Marie Luise, auch Sie bedürfen meiner. Auch Sie sind nicht glücklich. Auch in Ihnen ist die Sehnsucht erwacht. Ich habe das lange geahnt und doch nicht zu glauben gewagt. Aber als am letzten Abend unsere Blicke sich begegneten, da las ich es in Ihren Augen. Das Feuer, das mich verzehrt, verzehrt auch Sie.“

„O Marie Luise, nun, wo ich das geschrieben, was ich nie schreiben wollte, ist mir leicht und fröhlich ums Herz. Was soll werden? Ich weiß es nicht. Nur das eine weiß ich, daß ich morgen zu Wohlbold gehen und alle Hebel in Bewegung setzen werde, um noch in Jena zu bleiben — in Ihrer Nähe! Ich wünsche nichts, ich hoffe nichts, ich begehre nichts, außer daß ich Sie sehen darf, und daß Sie mir gütig gesinnt bleiben. Aber vielleicht werden Sie mich verachten nach diesem Brief. Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich von Sinnen. Auch das weiß ich nicht. Nur das eine fühle ich, wie froh und hoffnungsreich mein Herz schlägt. Denn höher als alle Vernunft ist das selige Glück, sich mehrlos und bloß der Güte des Menschen anzuvertrauen, den man liebt.“

10.

An jenem Abend aber, als dieser Brief ankommen sollte, befanden sich der Major und seine Gattin im Wohnzimmer. Es war ein böser und endlos langer Tag gewesen. Ein un-barmherziger Nordostwind hatte auf dem Haus gelegen, und durch die Ritzen an Tür und Fenstern war ein feiner Kältestrom gedrungen, der die Schmerzen des Majors bis zur Un-erträglichkeit gesteigert hatte. Der Kranke hatte am liebsten immerfort gestöhnt und geschrien, aber so lange Marie Luise bei ihm war, kam nicht die leiseste Klage über seine Rippen, und auf ihre besorgten Fragen antwortete er stets mit einem Lächeln.

„Es geht schon vorbei! — Man darf das nur nicht tragisch nehmen. Das sind so kleine Müdenstiche, zarte Winte, daß es mit der Jugend aus ist.“

In der Weise hatte er ihre Besorgnis wegzuschmerzen versucht.

Die Lichter auf den Kerzen des Kronleuchters zuckten zusammen und suchten wie ängstlich zu entfliehen, wenn ein heftiger Windstoß gegen das Haus fuhr. In dem altertümlichen Kamin duckten sich die Flammen scheu zu Boden und fuhren im nächsten Augenblick prasselnd mit gieriger Wut an den Buchentlofen in die Höhe. Nur das Feuer in dem kleinen Petroleumofen, der zum Abfangen der kalten Zugluft vor der hohen Gartentür stand, glühte friedlich und unbeweglich weiter.

Nach dem Kaffee hatten die beiden miteinander geplaudert, wie Menschen, die einander vertraut sind, zusammen-

Flandern: still, in kurzen Andeutungen, ohne großen Eifer. Von allem möglichen hatten sie gesprochen, zuletzt auch von Grabaus. Und da war ihre Unterhaltung verstummt. Denn in Marie Luisens Innern waren stärkere, wenn auch nur leise Stimmen erwacht, die nie den Weg über ihre Zunge hätten finden können, und deren geheimnisvoll webendes Flüstern doch ihre Seele ganz umspann.

Marie Luise stückte. Der Major wollte Grabaus die Nachbildung eines Lehnstuhles, der diesem besonders gut gefallen hatte, zu Weihnachten machen lassen, und seine Frau arbeitete den Ueberzug dazu. Es war ein altes Gobelinmuster, ein etwas steifer Ritter mit langem Schwert kniete vor einer schlanken Schönen, die sich lüdreich zu ihm neigte. Dahinter waren seltsam verschlungene Bäume und Felsen zu sehen, aus denen ein Quell sprudelte. Während sie den Seidenfaden von verblichener Silberglanz immer wieder durch die engen Maschen des Stramins zog und dabei jedesmal der knieenden Ritter ins Herz stach, beschäftigte sich ihr Sinn unaufhörlich mit Grabaus. Nicht das sie eigentlich über ihn nachgedacht hätte, sondern er war bei ihr, hier im Zimmer wie ein unsichtbarer Gast; dort saß er auf dem Stuhl, oder er ging auf und ab, wie er in lebhaften Momenten zu tun pflegte, oder er stand plötzlich auf dem Podium des kleinen Saales vor ihr, und ihr Herz pochte dann geschwind und stürmisch, als wenn es getroffen würde von den Hammerschlägen seiner erregungsvollen Worte.

Einmal aber, als das wilde Fauchen des Windes draußen eine ganze Weile verstummt war, als die Kerzen bewegungslos und aufrecht brannten wie Kerzen vor dem Altar, als die prasselnden Flammen des Kamins in Rotglut verglommen waren, da, in dieser aufatmenden Stille rieselte es ganz leise hinter der Tapete, kaum hörbar wie ein feiner Schauer, wie plötzliches, geheimnisvolles Rausen verborgener Dinge. Und mit jähem Brand flutete das Blut über Marie Luisens Wangen, ein Schauer durchlief sie, zitternd tat noch die Nadel den letzten, verirrt den Stich, dann sank ihre Hand in den Schoß. Die feuchten Augen groß auf eine Stelle an der Wand gerichtet, hinter der es geknirscht hatte, schien sie dort etwas zu suchen und schien zu lauschen. Ihr war, als müßten die Worte, die sie beide am letzten Tag vor seiner Abreise gewechselt hatten, diese nichtsagenden, harmlosen Worte, die doch blitzartig das Geheimnis ihrer Seelen erhellt hatten, in diesem Augenblick gleich körperlichen Wesen den Raum durchschweben. Sie fühlte alles ganz so wie an jenem Abend, nur ungleich eindrucksvoller und lebendiger, als wenn es damals von ihrem noch ruhigen und kühlen Herzen abgeglitten wäre, jetzt aber tief hineindränge und es ganz erfüllte. Und während ihre Brust sich bang zusammenzog, hatte sie das Gefühl, schnell immer tiefer und tiefer zu versinken. Wohl hujachten ängstliche Fragen auf, aber vor dem seligen Glücksgefühl dieses Versinkens blieben sie zurück und waren schon verschwunden, ehe sie noch recht gewußt, was sie eigentlich wollten. Draußen fauchten die Winde ihr wildes Rausengeheul, und prasselnd streckten sich die Flammen aus, doch sie hörte nichts davon. Sie hörte nicht das Klingeln an der Haustür und sah nicht den Blick ihres Mannes, der sie versunken betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kunstholz.

Für verschiedene Gebrauchsgegenstände, wie kleine Bilderrahmen, Handtuchhalter usw. haben Kompositionen Verwendung gefunden, die aus gefärbten Holzabfällen, meist Sägespänen und einem Bindemittel, wie Leim u. a. bestehen. Diese Massen lassen sich sehr gut pressen und sind infolgedessen in früheren Jahren auch sehr stark im Gebrauch gewesen. Alle diese Sachen besaßen jedoch nur eine sehr mangelhafte Festigkeit, so daß nicht selten bei einem nur mäßigen Stoß oder einer Biegung ein Stück abbrach und so den Gegenstand wertlos machte. Wo es sich heute um die Herstellung derartiger gepreßter Gegenstände handelt, ist meist das weit zähere Papiermaché statt der Holzabfälle genommen. Es gibt aber gewisse Verwendungszwecke, für die man diese Preßpappe nicht gebrauchen kann, weil eine Bearbeitung und die Erzeugung einer brauchbaren Hochglanzpolitur auf diesem Material nicht in dem gewünschten Maße zu erreichen ist. Man hat deshalb immer wieder versucht, zu Holzabfällen als Ausgangsmaterial zurückzukehren, und hat neuerdings den Versuch gemacht, den Steintohlenteer als Bindemittel zu benutzen. Man hat damit in der Tat ein Produkt erzielt, das dem Ebenholz und dem Hartgummi äußerlich sehr ähnlich sieht und sich auch genau wie diese Materialien mit Drehstuhl und Politur behandeln läßt. Es sind allerdings schon früher Versuche

mit Teer und Holzabfällen gemacht worden, sie haben jedoch nach dieser Richtung keine Erfolge gezeitigt, da man stets an dem Umstand scheiterte, daß die so erzielten Produkte sowohl abfärbten als auch die Klebrigkeit des Teers besaßen. Wie man jetzt weiß, war daran lediglich die bei Herstellung dieser Massen angewendete Temperatur des Teers schuld. Wird nämlich Teer bis über 200 Grad Celsius erhitzt, so gehen eine ganze Reihe von Bestandteilen desselben in Dampfform verloren, sie destillieren ab, wodurch zuletzt eine sehr dickflüssige Substanz entsteht, in welche nennenswerte Mengen von Holzabfällen, feinen Sägespänen nicht mehr hineinzubringen sind, so daß die Teerbestandteile prozentual ziemlich hoch stehen, ihre Eigentümlichkeiten also in ziemlich ungeschwächtem Maße zur Geltung bringen können. Statt mit diesem dickflüssigen Teer hat man nun Versuche gemacht mit dünnflüssigem Roh-teer oder doch wenigstens mit solchem, der nicht über 150 Grad Celsius erhitzt gewesen ist, so daß wenigstens die sogenannten Mittelöle noch vorhanden waren. In diesen Teer hat man die acht- bis zehnfache Menge Sägemehl vom Gewicht des Teers geknetet und dann die Masse erhitzt. Dabei hat sich die eigentümliche Erscheinung ergeben, daß bei bestimmten Hitze-graden das Sägemehl auf einmal trocken erscheint, so daß man dasselbe zwischen den Fingern kneten kann, ohne sich in geringsten zu beschmugen; der Teer hat also unter diesen Umständen seine abfärbende Eigenschaft verloren. In diesem Stadium wird dann das Material in Formen gebracht und dann gepreßt. Nach dem Erkalten sind die erzielten Produkte ziemlich hart und lassen sich in der angegebenen Weise bearbeiten.

Experimentell hat man festgestellt, daß die beste Temperatur zur Herstellung solcher Teerholzprodukte zwischen 160 und 190 Grad Celsius liegt. Würde man den Prozeß unterhalb 150 Grad Celsius beenden, so würde das heiße Gemenge, wie der ursprüngliche Teer selbst, abfärben, das Produkt würde selbst nach dem Erkalten weich und wenig haltbar sein. Wenn man dagegen die Temperatur nur wenig über die angegebene Grenze steigert, so wird die Masse über-gar, die Mischung fühlt sich zwar noch trocken an, bleibt aber bröcklig und ergibt bei gleichen Mischungsverhältnissen nur wenig haltbare, leicht zerfallende Produkte.

Ebenso interessant ist ein zweites Verfahren, das sich mit der Herstellung eines kunstholzartigen Materials für Bau-zwecke beschäftigt. Dasselbe geht von der bekannten Verwendung frischer, vegetabilischer Materialien, wie Holzschliff, Holzspäne, Stroh-häckerling u. dergl. und deren Behandlung in Metallsalzlösung bei der Herstellung von Baumaterialien aus. Durch diese Behandlung der genannten Materialien, die beispielsweise in einer Lösung von Borax, Kupfervitriol, essigsaurer Tonerde u. a. bestehen kann, werden die angegebenen Materialien gegen atmosphärische Einflüsse und Fäulnis widerstandsfähig gemacht. Es soll nun ein neues, kunstholzartiges Baumaterial von noch bedeutend erhöhter Widerstands-fähigkeit dadurch erzielt werden, daß den erwähnten Materialien pulverförmige Braunkohle und Torf, letzterer in Form von Mull oder Fasern, zugemischt wird. Nachdem die frischen vegetabilischen Materialien, wie Holzschliff, Holzspäne usw. etwa eine halbe Stunde in einer Kupfervitriollösung, zweckmäßig unter Anwendung eines Nährwertes, gekocht haben, wird ein dem Volumen der genannten Materialien gleiches Quantum eines Gemenges von gleichen Teilen gepulverter Braunkohle und Torf zugefügt. Unter Zusatz einer Lösung von schwefelsaurer Tonerde wird dann mit dem Kochen noch circa 1 1/2 Stunde fortgefahren, so daß der ganze Kochprozeß circa zwei Stunden in Anspruch nimmt. Hierauf wird die so behandelte Masse durch Ausschleudern in trockenen Zustand versetzt und dann in ein Bad von borsaurem Natron eingebracht und darin circa 24 Stunden belassen. Die so erhaltene Masse kann man nach wiederum durchgeführter Trocknung mit den Bestandteilen des Zements, Ton und Kalk oder mit Zement selbst in beliebigen Zusatzverhältnissen mengen, in plastische Masse verwandeln und durch geeignete Pressen in beliebige Form bringen. Die in solcher Weise hergestellten Stücke kann man wie Holz jeder Bearbeitung, einschließlich des Polierens, unterwerfen. — gs.

(Nachdruck verboten.)

Ueber Glanz- und Oelvergoldung.

Bei der Glanzvergoldung, welche man bei Ornamenten, Gefäßen, Bilderrahmen usw. in Anwendung bringt, muß der zu vergoldende Gegenstand zunächst mit einer Mischung von Schlemm-treide und Pergamentleim, welche heiß und fast klar wie Wasser sein soll, abgewaschen werden. Nach dem Trocknen werden etwa vor-handene kleine Löcher mit Gipskitt verstopft, und der betreffende Gegenstand ist nun fertig, eine stark eingedickte Mischung von Kalk-milch und Leim aufzunehmen. Diese Ueberzüge werden mittels Bürste mäßig warm aufgetragen, wobei jeder Anstrich erst voll-kommen getrocknet sein muß, ehe der nächste erfolgt. Auf diese Weise enthält das Arbeitsstück einen 1,5 bis 2 Millimeter dicken Ueberzug. Damit die feinen Verzierungen z. B. eines Ornamentes dabei nicht mit ausgefüllt werden, entfernt man an den betreffen- den Stellen die aufgetragene Substanz, so lange der Ueberzug noch feucht ist, mittels besonderer Werkzeuge. Die gesamte Oberfläche wird dann mittels kleinerer Wimssteinstücke geglättet; diese sind so ge-formt, daß man sämtliche Teile des betreffenden Gegenstandes gut

bearbeiten kann. Man muß jedoch dafür Sorge fragen, daß nicht zu viel Schlämme abgerieben wird, da das spätere Aussehen der Vergoldung wesentlich von der Grundierung abhängt. Man benutzt zum Feinabreiben auch zuweilen noch Glaspapier. Das Arbeitsstück wird nun mit 5 oder 6 Lagen Wassergrund (oder Goldgrund) überzogen, welcher aus rohem Talg, Graphit, Ton, Pergamentkleim und anderen Bestandteilen besteht, die zu einem steifen Brei gemischt werden. Jeden einzelnen Ueberzug läßt man erst gut trodnen. Nach dem Auftragen mehrerer solcher Ueberzüge wird der Goldgrund eine glatte Oberfläche bilden, welche das Blattgold aufnehmen kann.

Der Vergolder erhält das Blattgold in Form von quadratischen Blättchen von 8 Zentimetern Seitenlänge, welche einzeln zwischen die Blätter eines kleinen Buches eingelegt sind. Er nimmt das Blattkissen und hält es mittels einer an dessen Unterseite angebrachten Lederschleife, faßt sodann die zum Auflegen des Blattgoldes dienenden Kartenblättchen, ferner das Messer und einen Kamelhaarpinsel zwischen die Finger der linken Hand und bringt durch geschickte Manipulationen die erforderliche Anzahl Goldblättchen aus dem Buch aufs Kissen. Er feuchtet hierauf einen kleinen Teil der Oberfläche des zu vergoldenden Gegenstandes mit dem in Wasser getauchten Pinsel an, und den Anschubpinsel mit der rechten Hand fassend, legt er die Haare desselben auf einen Goldblattstreifen, welcher an dem Pinsel leicht anhaftet. Dieser Streifen wird nun auf den Gegenstand aufgelegt, auf welchem er sofort infolge der vorher erfolgten Anfeuchtung festhaftet. Sodann wird ein weiterer Teil der Oberfläche angefeuchtet und wieder ein entsprechender Streifen Goldblatt derart aufgetragen, daß derselbe etwas überlappt, d. h. daß der Rand desselben etwas auf dem bereits aufgelegten Streifen zu liegen kommt. In derselben Weise wird das Verfahren fortgesetzt, bis der Gegenstand vollständig überzogen ist. Aus einem Goldblatt, wie es aus dem Buch entnommen wird, schneidet man in der Regel drei Streifen. Sobald der unter dem aufgetragenen Blättchen befindliche Goldgrund bis zu einem bestimmten Grade getrocknet ist — was sich nur durch Versuche feststellen läßt, und zwar schwankt die dazu erforderliche Zeit zwischen 1 und 12 Stunden, entsprechend der Beschaffenheit der atmosphärischen Luft — wird dem Goldüberzug mit Hilfe eines Glätters eine glatte Oberfläche gegeben. Der letztere besteht aus Achat, Feuerstein oder Knochen. Wird diese Manipulation sorgfältig ausgeführt, so erhält man einen prächtigen Glanz. Sollen jedoch zur Erzielung von Kontrasten einige Stellen an einem Ornament matt gehalten werden, so wird der Glätter nicht benutzt. In diesem Falle wird das aufgetragene Blattgold nach dem Trocknen nur mittels eines dünnen, hellen Zementes oder Pergamentfirnisses aufgeklebt.

Bei der **Delbergoldung** erhält der zu vergoldende Gegenstand zunächst einen Ueberzug aus Bleiweißfarbe, die mit Leinsamen-Trockenöl und wenig Terpentin zubereitet ist. Kalziniertes Bleiweiß wird zu diesem Zwecke mit ungetrocknetem Leinsamenöl gut gerieben und mit Terpentinlösung in einem Verhältnis, wie es sich zum Gebrauch eignet, vermischt. Auf Ornamenten und denjenigen Teilen, welche am sorgfältigsten vergoldet werden sollen, müssen drei oder vier derartige gleichmäßige Ueberzüge hergestellt werden. Nun wird die Goldgrundfarbe aufgetragen. Dieselbe besteht aus den zerkleinerten und mit Del gemischten Farbenresten, welche in dem Napf zurückbleiben, in dem die Maler ihre Pinsel reinigen. Diese Masse ist außerordentlich reich an Leim. Nachdem die Masse gut zerrieben und durch einen feinen Lappen gepreßt ist, ist dieselbe fertig, um als Goldgrundfarbe verwertet zu werden. Ist dieselbe derart trocken, daß das Blattgold festhaftet, so wird dieses auf das oben beschriebene Blattkissen gelegt, in Stücke geschnitten, sorgfältig mit dem Messer ausgebreitet, mit einem Baumwollappen niedergedrückt und auf den Gegenstand mittels einer feinen Bürste aufgetragen. Soll der zu vergoldende Gegenstand Bitterungseinflüssen ausgesetzt werden, so darf man keinen Firnis verwenden; für diesen Fall eignet sich eine einfache Delbergoldung besser. Finden dagegen die betreffenden Gegenstände Verwendung in Innenräumen, wo sie gegen die Einwirkung der Bitterung geschützt sind, so kann das Blattgold einen Ueberzug aus Spirituslack und schließlich nach Erhitzen mittels einer Vergolder-Leuchtpfanne noch einen Delfirnisanzug erhalten. Die Hitze bringt die Durchsichtigkeit des Firnis und den Goldglanz voll zur Geltung. —

B—h.

Kleines feuilleton.

— Ueber das Vorkommen urwüchsiger Fichten im norddeutschen Flachlande machte Museumsleiter Professor Contwenz aus Danzig unlängst, wie der „Tägl. Rundsch.“ geschrieben wird, in der Deutschen Botanischen Gesellschaft bemerkenswerte Mitteilungen. Man kannte bisher im ganzen norddeutschen Flachlande von der Weichsel bis Holland keinen einzigen Platz, wo die Fichte oder Nottanne (*Picea excelsa*) urwüchsig, d. h. als eingeborener, nicht eingeführter Baum vorkäme. Allerdings hatte Professor Contwenz schon vor zehn Jahren im Steller Moor bei Hannover die Reste einer untergegangenen Waldung entdeckt, die vorzugsweise aus Eiben (*Taxus*), Fichten und Eichen bestand. Auf einem anderen, etwa 50 Kilometer entfernten Moor, dem Krelinger Bruch, wurden sogar noch ein paar lebende Eiben angetroffen; sonst ist auch dieser Baum, wenigstens im nordwestdeutschen Flachlande, nirgends urwüchsig angetroffen worden.

Die Funde bei Hannover legten nun die Vermutung nahe, daß sich auch Fichte noch hier und da an ursprünglicher Stätte lebend vorfinden werde, und diese Annahme ist jetzt bestätigt worden. In drei Forstrevieren: Miele, Lüß und Walzrode in der Lüneburger Heide hat Contwenz sehr ansehnliche Fichtenbestände aufgefunden, die jedenfalls urwüchsig sind. Dies wird u. a. bezeugt durch das ungleiche Alter und die starke Befassung der Bäume, sowie durch das häufige Auftreten merkwürdiger Wachstumsformen, alles Eigentümlichkeiten, die in einem regelrecht bewirtschafteten Waldgebiet nicht vorkommen würden. Wenn diese Fichtenbestände bisher nicht bekannt geworden sind, so beruht dies darauf, daß das Gelände sehr naß und schwer zugänglich ist; erst die Trockenheit des vorigen Sommers machte es möglich, zu ihnen zu gelangen. Es wäre wünschenswert, daß diese pflanzengeographisch bemerkenswerten Fichtenbestände, soweit es tunlich ist, erhalten würden.

Ein zweiter urwüchsiger Fichtenbestand des norddeutschen Tieflandes ist von Professor Contwenz erst in diesen Tagen in Pommern aufgefunden worden. Er befindet sich in der Rübengagener Heide im Kreise Regentwalde und hat sehr beträchtliche Ausdehnung. Auch hier ist der Boden sehr naß, so daß die Untersuchung Schwierigkeiten hatte. Die Bäume zeigen dieselben für Urwüchsigkeit sprechenden Merkmale, wie die in der Lüneburger Heide; außerdem ist aber jeder Zweifel daran, daß sie an der Stelle ursprünglich einheimisch sind, durch den Umstand ausgeschlossen, daß die Forsten sich seit dem Jahre 1240 in den Händen einer Familie (von Ditten) befunden und bis vor etwas vierzig Jahren vollständig der natürlichen Verjüngung überlassen worden sind. Es ist also hier der Einwurf, es könne sich doch um angepflanzte Fichten handeln, gänzlich ausgeschlossen. —

tt. Die **Zähmung des Zebras**. Das Zebra hat lange Zeit für unzähmbar gegolten, und es gilt im allgemeinen noch heute dafür, obwohl einzelne Zähmungsversuche von Erfolg begleitet waren. Die französische Zeitschrift „La Nature“ berichtet jetzt über das Unternehmen des belgischen Leutnants Nys, der seit dem Sommer vorigen Jahres in Afrika Zebras im großen zu zähmen begonnen hat. Von früheren Versuchen, diese Tiere dem Menschen unterwürfig zu machen, ist zunächst der des Majors Cambier, ebenfalls eines Belgiers, bemerkenswert, der ein junges Zebra soweit gebracht hatte, daß es ihm nachließ wie ein Hund. Einige Jahre später hatte der Dr. Paul Reichard, der an der deutschen Afrika-Expedition in den Jahren 1881 bis 1884 teilnahm, ein zahmes Zebra im Besitze eines Arabers in Sansibar gesehen. Es diente seinem Herrn als Reittier und gehörte ihm wie ein Pferd. Reichard meinte, daß das Zebra in Afrika eine große Bedeutung erlangen könnte, wenn es gezähmt würde. Es sei mäßig, mutig, lebhaft, unermüdblich und widerstandsfähig gegen Wärme und Kälte. v. Uechtritz erzählt, daß er im Jahre 1893 einen Tierhändler in Kapstadt kennen lernte, der 34 Quaggas besaß, die mittels des Lasso immerhalb sechs Stunden gefangen worden waren. Einige davon waren soweit zahm geworden, daß sie an ihren Wärter heranzulamen, um sich von ihm streicheln zu lassen. Derselbe Forscher hatte schon vorher im Jahre 1891, in Namaqualand einen Händler gesehen, der sich eines gezähmten Quaggas als Reittier bediente. Im Jiruts sind dressierte Zebras bereits in derselben Weise wie Pferde vorgeführt worden und Hagenbed meint sogar, daß sich die Tiere sehr leicht zähmen lassen. Sie kommen noch ziemlich zahlreich in Afrika vor, in manchen Gegenden bevölkern sie in Trupps von 80 bis 100 Stück die Ebene. Namentlich in Katanga zwischen dem Tanganjika-See und dem Qualaba sind die Zebras noch in sehr großer Menge vorhanden. Nach Katanga hat sich auch der erwähnte Forscher gewandt und dort gelang es ihm am 30. Juli vorigen Jahres 90 Stück Zebras in einen 18 bis 20 Hektar großen Kraal zu treiben, der zu diesem Zwecke gebaut worden war. Die Tiere tollten, als sie sich gefangen sahen, mehrere Stunden lang wild umher, dann beruhigten sie sich jedoch und begannen das Gras des Kraals abzuweiden. Nun gab es leider kein Wasser in dem Kraal, dieses mußte daher auf ziemlich umständlichem Wege herbeigeschafft werden und es dauerte außerdem lange, ehe die Zebras das vorgelegte Wasser tranken. Man mußte die Zinfbehälter, in denen es sich befand, in die Erde einfenken und ihre Ränder mit Gas bedecken. Im Anfang gab es trotzdem viele Verluste, manche der gefangenen Tiere weigerten sich hartnäckig, das vorgelegte Futter oder Wasser zu nehmen, es starben eine Anzahl an Hunger und Erschöpfung. Nach vierzehn Tagen etwa, nachdem die Überlebenden sich gut in ihr Schicksal gefunden hatten, begann man, jedes Tier einzeln einzufangen und jedes in einem besonderen Stände in Ställen unterzubringen. Die Zebras tobten nun zwischen ihren Ständen und eiferten sich dabei die Haut des Körpers wund, das brachte wieder einen Verlust von fünf Tieren. Im ganzen sind von den 90 eingefangenen Tieren nur noch 60 übrig, aber diese befinden sich sehr wohl und sind bereits als ziemlich zahm zu betrachten. Man kann sich ihnen nahen, ohne befürchten zu müssen, daß sie beißen oder ausschlagen. Nach diesem Erfolge hofft Nys, daß es ihm gelingen werde, die Zebras wirklich zu dressieren, damit sie namentlich zum Lasttragen verwendet werden können. —

Theater.

Deutsches Theater. Anzengruber - Spiele. „Doppelselbstmord.“ Bauernposse mit Gesang in sechs Bildern. — Schade, daß Anzengruber hier an die lustigen Einfälle

lein größeres Bemühen gesetzt, die Bauerposse nicht zur Bauernkomödie hat reifen lassen. Man lacht, zumal wenn das Liebespärchen mit solchem urwüchsigen Humor wie in der Vorstellung der Wiener Gäste gespielt wird, über die Komik vor allem des dritten und des letzten Bildes, aber doch nicht mit diesem sicheren Behagen wie beispielsweise in „G'wissenswurm“. Dadurch, daß die drollig-weinerliche Szene, die der Földi und das Agerl in der Wirtstube der Frau Melchthild tragieren, am Schlusse sich als eine bloße Berechnung herausstellt, das Herz der streitenden Väter in Angst zu jagen und dadurch mild zu stimmen, fühlt man sich selbst gewissermaßen angeführt. Die Augenrunder die Sache eingefädelt, durfte man annehmen, es sei dem Dichter nicht um einen Streich, sondern um eine tiefere Ironie zu tun, er wolle uns zeigen, wie zwei simple hausbacken-phlegmatische, kernbunne und gesunde Landkinder, denen die Väter die zugesagte Heirat verbieten, einen Augenblick auf die verrückte Idee verfallen, das was die Zeitungen so spannend von unglücklichen Pärchen aus der Stadt berichten, nachzuahmen und den harten Sinn der Jhrigen durch einen rührsamem Doppelselbstmord zu beschämen. So sagt man unwillkürlich auch die Wirtshauszene, in der der Burjäch den schönen Abschiedsbrief aus der Zeitung abschreibt, auf und freut sich schon im voraus auf den Moment, wo die beiden am Ufer eines Bergsees, den sie als Selbstmordkandidaten aufgesucht, sich eines Besseren besinnen werden. Dieser Ernst wäre, glaube ich, lustiger und wohl auch psychologisch besser motiviert gewesen als das Scheinmanöver. Dem Stumpfsinn Földis, der nicht einmal seine Liebeserklärung selbständig vorbringen kann — er wie das Mädel sind prächtvoll gezeichnet in ihrer Tollpatschigkeit — traut man die List nicht zu. Der Kontrast zu solchen schwarzen Plänen hätte die Schlusswendung, die ländlich-sittlich anticipierte Hochzeit in der Scheune vielleicht noch wirksamer gemacht. . . Von den Vätern ist der des Agerl, der budlige, arme Hauderer, der bisig die ganze Welt für eine große Dummheit erklärt, sehr vielversprechend angelegt. Man glaubt, aus der Figur solle etwas wie ein pessimistischer Dorfphilosoph, eine Art umgekehrter Steinloppferhannes herauswachsen. Doch im weiteren Verlauf verblaßt das, die Konturen verengen sich, er wird zum eigensinnigen Krakehler, der einzig er mit dem reichen Sennerbauer sich nicht vertragen kann, dem Wind der jungen Leute Steine in den Weg wirft. Die Störenfriedfunktion, die ihm in dem Zusammenhang der Posse zufällt, überwuchert in Hauderer die Jüge, die zuerst am meisten interessierten. Am augenscheinlichsten tritt die Sorglosigkeit, mit welcher der Dichter den fruchtbaren Stoff behandelt, in der Figur des alten Sentner hervor. Da opfert er dem bequemen sjenischen Effekt zuliebe ganz offensichtlich die Einheit des Charakters. Der Bauer wird als Proty geschildert, und gleichzeitig sollen wir glauben, daß er nach einer Aussprache mit Hauderer seinen Jungen ohne weiteres die Tochter dieses Hungerleiders heiraten lassen will.

So kann bei aller Frische einzelner Szenen dies letzte Stück des Augengrubberklus sich mit den andern nicht vergleichen — und doch war es ein voller Erfolg. Die Riese spielte eben, und der Beifall klang so laut, so überzeugt wie je. Das Unternehmen Lautenburgs, das eine ganze Reihe ausgezeichnete Leistungen der Wiener Schauspielkunst vorträte, war darin, daß es den Berlinern die nähere Bekanntschaft dieser erstaunlichen, für Augengrubber-Dirndkrollen wunderbar prädestinierten Darstellerin vermittelte, vor allem dankenswert. Ihre bescheidene seelengute Anna im „Pfarrer“, die resolute Broni, die ausgelassen fröhliche Horlacherlies und endlich jetzt das einfältige, in all ihrer schwerfälligen, albernen Dummheit so reizende Agerl — das sind Gestalten, die sich wie in leuchtenden Farben der Erinnerung einprägen. Sie kann sich auf der Bühne nicht verleugnen, beim ersten Blick, beim ersten Ton erkennt man sie, aber, was bei weniger glücklichen Naturen ein Fehler wäre, das erhöht hier noch den Eindruck des Persönlichen. Man freut sich des gemeinsamen, im einzelnen dann freilich überaus fein differenzierten Familiengutes, der in ihrem Spiele diese Mädchen wie eine Galerie von Schwestern erscheinen läßt. Sie war der Mittelpunkt des Bildes; die anderen, trefflich jeder in seiner Art. — Amalie Schönchen, die so plötzlich durch den Tod Entzogene als Haushälterin im „Pfarrer“, Martinelli, Thaller, der jetzt zuletzt noch in dem „Doppelselbstmord“ den Hauderer spielte, und noch manche andere weniger berühmte gruppieren sich um sie in sicherem, harmonischen Zusammenwirken. — dt.

Medizinisches.

hr. Die Waldluft als Heilfaktor. Der ungeheueren gesundheitliche Vorteil der Waldluft wird leider noch viel zu wenig erkannt und ausgenutzt. Die Vorzüge derselben sind vor allem die Staubfreiheit und ihr Reichthum an Ozon, der aromatische, würzige Duft der Bäume, der Schutz gegen Wind und Sonnenstrahlen. Es verdunstet im Walde fortwährend Wasser in zwei- bis dreimal größerer Menge als im Freien, bei heißem Wetter ist es im Walde kühl, bei kaltem wärmer als im Freien. Die Vorzüge der Waldluft verwendet man neuerdings systematisch in den sogenannten Walderholungsstätten, die rasch eine erfreuliche Verbreitung gefunden haben. Die Erfolge derselben sind schon bei einem kurzen Aufenthalt von mehreren Wochen in die Augen fallend. Dr. D. Feis in Frankfurt a. M. berichtet u. a. in seinem Buche „Die Wald-

erholungsstätten und ihre volkshygienische Bedeutung“, daß blutarne Mädchen im Durchschnitt um 4 Pfd. zunehmen, was neben der Regelung der Diät der frischen, reinen Luft zuzuschreiben ist. Ganz vorzüglich bekommt die Waldluft ferner den Schwindsüchtigen, weil sie dort vor ihren Hauptfeinden: Wind, Staub und zu großen Temperaturschwankungen, geschützt sind. Durch die frische Luft und die Ruhe wird in kurzer Zeit das Nahrungsbedürfnis erhöht; die oft gedrückte Stimmung bessert sich und macht einer zuberstehenden Stimmung Platz. Auch die Ansteckungsgefahr ist im Walde bei den Schwindsüchtigen geringer, weil die ausgeworfenen Bazillen durch die Sonne bald unschädlich gemacht werden. Für blutarne und strophulöse Kinder endlich bietet der Wald ein wirksames Vorbeugungsmittel gegen Schwindsucht. —

Humoristisches.

— Schlechter Erfolg. Journalist (der seinem Onkel einen Brandbrief geschrieben hat): „Schickt mir der Knauser fünf Mark auf den vier Seiten langen Brief . . . das macht für die Zeile noch nicht fünf Pfennige!“ —

— Maliziös. „Nun, wie gefällt Ihnen der Vortrag des neuen Geschichtsprofessors?“ „Wertwürdig, so viele Quellen und doch so trocken!“ —

— Empfindlich. „Warum hat denn Fräulein Rosa immer ein so gedrücktes Wesen?“ „Ach, die ist einmal als Kind im Hemdchen photographiert worden!“ — (Meggendorfer-Blätter.)

Notizen.

— Er hat schon wieder geschnapppt. Die „Hamburger Neuesten Nachrichten“ sind von der „Hamburger Börsenhalle“, G. m. b. H., gekauft worden und werden in unveränderter Weise in dem Verlage dieser Gesellschaft, die außerdem den „Hamburgischen Correspondenten“ herausgibt, fortgeführt werden. Der bisherige Besitzer der „H. N. N.“ tritt als Geschäftsführer in die „Hamburger Börsenhalle“ über. Das Kapital der „Hamburger Börsenhalle“, G. m. b. H., wird auf 600 000 M. erhöht. — Die „Hamburger Börsenhalle“ gehört zum Scherl-Concern. —

— Hermann Vallentin vom Königl. Theater in Wiesbaden wurde von der nächsten Spielzeit an als Komiker für das Schauspielhaus verpflichtet. —

— Die Wolzogen-Oper bereitet für den 10. Juni die Erstaufführung der dreitägigen komischen Oper „Die Pfahlbauer“ vor. Das Werk wurde 1875 von Wilhelm Freudenberg für den Mainzer Karneval geschrieben. —

— Im Wiener Gemeinderat wurde mit Rücksicht auf den Verkauf des Rembrandtischen Gemäldes aus der Schönbornschen Galerie nach Frankfurt a. M. ein Antrag auf Erwirkung eines Ausfuhrverbot's für Kunstwerke eingebracht, wie ein solches bereits in Italien besteht. —

— Das Gemälde die „Pietà“ aus Villeneuve, ein Werk der Malerschule von Avignon aus dem 15. Jahrhundert, ist für 100 000 Fr. für das Louvre-Museum in Paris angekauft worden. Das Gemälde wurde im vergangenen Jahre auf der Pariser Ausstellung der französischen Primitiven sehr bewundert. —

— „Wenn der Auerhahn balzt.“ In der Jagdzeitung „St. Hubertus“ wird folgendes Erlebnis erzählt: „Im April heurigen Jahres machte einer meiner Jagdfreunde eine eigenthümliche Beobachtung, während er einen hitzig balzenden Hahn ansprang. Es herrschte noch ungewisses Dämmerlicht; trotzdem war schon ein Hühnerhahnblick auf dem Raubzug. Der Habicht umkreiste fortwährend den auf einer alleinstehenden Eiche balzenden Hahn und stieß zuweilen auf ihn bis in unmittelbare Nähe. Dies alles genierte den Hahn nicht im geringsten, der, unbekümmert um seinen Feind, den er gar nicht zu bemerken schien, sein Lied weiter sang, bis ihn das tödliche Wei erreichte.“ —

— Staubecken in Arizona. Wir lesen im „Prometheus“: Die größte künstliche Wasseranstauung der Welt ist bis jetzt die des Nils bei Assuan, die schätzungsweise 1000 Millionen Kubikmeter Wasser aufnehmen kann. Sie wird aber von der noch übertroffen werden, die im Staate Arizona, Nordamerika, am Salt River, etwa 100 Kilometer oberhalb der Stadt Phoenix, angelegt werden soll. Der Salt River, in seinem unteren Laufe, an dem der Ort Phoenix liegt, Rio Salado genannt, kommt vom Mogollon-Gebirge herab und durchbricht das quer seine Strömungsrichtung durchziehende Pinal-Gebirge, etwa 150 Kilometer oberhalb, also östlich des Ortes Phoenix. Es scheint, daß hier der Staubaum erbaut werden soll, der nach dem Bauplan 80 Meter Höhe erhalten wird. Man denkt durch ihn ein Staubecken hervorzurufen, dessen Inhalt auf 1200 Millionen Kubikmeter berechnet ist. Das Stauwasser soll zur Landbewässerung während der trockenen Jahreszeit benutzt werden. Der Plan dieses Riesenterkes ist ernst gemeint, denn die Ausschreibung der Bauarbeiten soll bereits stattgefunden haben. —